

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 536. Mister Edithor, mer sin widder beim. Unsere Bedechchen is zu en End un wenn mich noch einmal Jemand das Wort Bedechchen mensche ducht odder treie ducht, mich in die Kontrie zu schide, dann gibt es Trubel. Es is nit, das ich dakeim Kobndischens angetroffe hatt, wo mich litte freue konne, odder wo mich inluft un gepammet hatte, das schone Lied: „Hohm schmet Hohm“ zu singe, das is nit der Ras. Ich ben bios das Leine in die Kontrie kenne gelernt un das is all. Befohr das ich starte, Jhne zu verzahle, was ich dakeim angetroffe ken, will ich Jhne deut noch rieprohete was die letzte Dag an die Farm gehappend is. Sie wisse noch, wie die Rau dorch die Siefing komme is. Der Mischmann Wassermann hat sich bei die Gelegenheit ebens in e Wemmandandum Buch geschrimwe, was ich ihn schon e ganz Litt ben duhn sehn. Geseht hat er nit viel. Ich ben die Buwe e Pies von mein Meind gewone, awower da hatt ich arad so gut en Ochs ins Sorta pehe kenne. Sie ken die un schuldigste Geschier von die Welt gemacht un hen gefagt, sie dehte als brave Buwe so ebens nit duhn.

Well, mein Meind is aufgemacht gemese, das mer jekt for heim starte wollte, awower die Buwe hen mich geieft, wenigstens noch ein Dag zu stehn un well, ich sin amal so e einfaliges Dhier. Der Dag is ganz schon un ruhig gebucht un hen ich schon dazu gefuhlt, noch e wenig langer zu stehn, awower da is die Nacht tomme! Mister Edithor, so e Nacht duhn ich mein grohte Feind nit wunsche. Es war i dent ich ebant Mittheit, da hat es auf einmal e grohte Kammohfchen gewone. Ich hen gebort, wie die Wassermanns im Haus erum gelaufe sin un da hen ich gedent for Pittieffts, hen ich gedent, soll am End mehbie e Feuer ausgedrohe sein! Ich hen mich mit unbeschreiblicher Geschwindigheit in mei Redlichsee geschmiesse un sin aufseit un da hen ich die Missus Wassermann gesehn. Die hat gefagt, es nithe Dies in den Schidenshaus sein. Jhr Mann der war grad mit seine Gonn hingaule un se dehte gedrehte, das die Behpers morgne en Wörder zu rieprohete hatte. Ich hen gleich widder so ahnungsvolle Gedante triegt un hen in die grohte Schidenshaus auf meiere Diemeloppens gewart. Der Former is noch e paar Minnits ins Haus komme un hat sich puttenier die Haar ausgeputt. Er hat gefagt: die Schidens ware all fort un die Bahndohr ware auf un die Gail un die Klaus ware aus fort. Die einzige Enninnels wo noch da ware das ware mei Buwe un die dehte in ibren Hah liege un dehte schmoehre tubiediband!

Well, wenn Sie kohnsbidde, das die Buwe gar nit das Habbit hen zu schmore, da konne Se sich denke, wo ich gefuhlt hen. Bis zum fruhe Morgne hen mer die ganze Kontrie abgeseht, bis mer die Klaus un die Gail widder gefunne hen, die Schidens ware fort un ich hen auch gar nids drum gewone, wenn se nie nit mehr widder tomme dehte. Mitaus widder ins Bett zu gehn, hen ich gestart, mein Stoff einzupade; ich hen die Buwe aufgewedt un hen se sich dresse made un dann hen ich Kassef gegetch un mer hen Bredfest gehobt. „Mister Wassermann, hen ich gefagt, mir geh jekt beim un ich frage Jhne mich mei Will zu gewone. Ich will fettele un ich kann nur soviel sage, das mer ure fere Bedechchen ariq inscheut hen.“ Da hat er sich hingeseht un hat gedixert un falkulehet, als ob er den John Die Radelfeller sein Gseht unner die lachende Feine bertheile wollt. Wie er endlich fertig war het er mich mei Will gewone un beim erste Blick hen ich gefehnt. Denke Se nur amal, er hat for unser Bohrd wo mir alles dazu gekauf hen fimm Dahler die Woche for jedes von unsere Familch gerednet. Er hat for Riepehrs von sein Etall dreikha Dahler gerednet: er hat for seine Schidens, die aus der Ruyh disebiert sin, finkunzwenzig Dahler getichartsch; for Demmelfes on seine Klaus un seine Gail hat er sedzig Dahler hen wolle. Alles in alles hat unsere Will zu drei Sunner: Dahler emanuet!

Well, ich sin puttenier trehtig gaoel! Ich hen gereint wie e Behpie un hen gefaget, ich deht en Tschump in die Reht nemme odder deht von den Kerchschiefel erunner ischumpe. Wie ich noch in mein grohte Schmerz gemese sin da hat der Bennie das Wort

ergriffe un hat gefagt: Mister Wassermann meine Na braucht en Mann, wo die Sach fettele duht un das sin ich. Jhne Ihre Will werd off Kohrs bezahlt, awower dann hen ich das Wort. Ich gehn jekobd wie mer beim tomme zu alle Jhne Ihre Kostiemers un duhn bene amal verzahle, wie Sie die Milch triete, befohr das se zu die Konsumersch tomme duht. Ich hen vlenie Tschehns gehobt, Jhne Ihr Bishnesfenne zu lerne un ich mache Jhne e Bett, das wenn Jhne Ihre Kostiemersch alles erfahre, wenn se ausfinne, was sie for e gute Milch von Jhne kriegt, das Se dann noch ganze Litt mehr verkaufe konne un bald Geld genug hen, for noch e zweite Brunne in Jhren Etall zu baue.“ Da hatte Se awover amal den Mister Wassermann hore un sehn solle! Er hat mich die Will aus die Hand genommen, hat se verrisse un hat gefagt, er hatt gar nit dran gebent, mich auch nur en Pennie zu tschartische un mer misste unbedingt nachste Sommer widder tomme. Er deht sarrie fuhle, das mir soviel Schidement gehobt hatte un er war schuhr er deht uns und espechelle unsere liebe Buwe artig misse. Da sin ich fattigkeit gewese un mer sin in die grohte Freindschaft von die krave Leut geschiede. Wie mer beim sin tomme, da sin ich zuerst in den Stohr gange un hen den Bennie das schone Beizidel gekauf, wo er hat hen wolle. Ei tell jub, ich duhn es immer epriecheht, wenn die Kinner brav un gut sin. Mit beste Riegarbs

Yours Lizzie Hanfstengel.

Ein Glucklicher.

Kathi (dem Registrator einen frischen Schoppen bringend): „Aber der Herr Registrator sind ja heute so vergnugt! Das hat wohl 'ne ganz besondere Ursache?“ Registrator: „Hat's auch, Kathi. Mein Kollege, der Meyer, ist gestorben und da hab' ich im Bureau seinen Fensterplatz getriegt, auf den ich schon 10 Jahre lang gewartet habe. Nun kann ich bei der Arbeit immer so hehlich auf die Strahe schauen. Da wird einem doch die Zeit nimmer so lang.“

Bech.

Privatier: „Was ich doch mit meinen Rechnungen immer für Bech hatte! Die erste hat mich bestohlen, die zweite hat mich für Marienbad reif gemacht, und die dritte hat mich nun gar — geheiratet!“

Wertwürdig.

Antiquitätenhändler: „Was Sie hier sehen, ist ein Stelet von Schillers Hauskake.“ Käufer: „Dieses große Thier? Und wer ist dieses kleine Stelet?“ Antiquitätenhändler: „Das ist dieselbe Katze, als sie jung war.“



Junge Frau: „Weder wir uns heiraten, schenst du immer eine Menge Geld zu haben.“ Gatte: „Ach nein, ich hatte sehr wenig.“

Junge Frau: „Du hastest mir aber doch, du würdest eines Tages sehr reich sein.“ Gatte: „Das bin ich ja auch, denn ich habe ja dich!“



„Sie sollten sich eine Alliegenfalle in der Küche stellen, damit Ihr Mann die lästigen Anseten nicht so zu jagen braucht.“ „Ach, werden ihm doch nicht seinen einzigen Zeitvertreib rauben!“



„Gratuliere dir, Ende, zum Stammbaier! Wir wirst du denn toosen?“ „An, natürlich, Dietrich!“

Zeitungen und Monarchen.

Lügen haben nach einem alten Volkswort kurze Beine, und so ist denn die aus Belgien importierte Nachricht, daß der deutsche Kaiser die Herausgabe einer eigenen Zeitung plane, rasch als das gebrandmarkt worden, was sie jedem Einsichtigen auf den ersten Blick erscheinen mußte, als eine plumpe Erfindung. In unserer Zeit ist es nicht mehr möglich, daß Herrscher in Zeitungsartikeln von eigener Hand ihre Meinungen kundgeben, aber ein historisches Beispiel von einem Monarchen, der selbst eine Zeitung redigierte, ist vorhanden.

Es ist dies König Ludwig XIV. von Frankreich, von dem sogar erzählt wird, daß er seine Artikel nicht bloß schrieb, sondern in seiner gut eingerichteten Hofdruckerei selber setzte. Die Blätter, von denen sich leider keines erhalten hat, zirkulierten in den höchsten Kreisen und erregten wegen ihres kostbaren Inhalts unliebsames Aufsehen. Friedrich der Große schrieb wohl seine Zeitungsartikel, aber nur weiß, daß so manches für die Zeitung bestimmte Manuskript durch seine Hände ging, ehe es das Licht der Öffentlichkeit erblickte. Nicht selten gab der König in Marginalien zu erkennen, was seinen Beifall gefunden oder was er lieber ungedruckt sehen möchte. Wie liberal dieser König übrigens von der Freiheit der Presse dachte, das bezeugt sein berühmtes gewordenes Wort: „Gazetten dürfen nicht genietet werden.“

In unserer Zeit hat die Presse auf den Thronen viele warme Freunde. Die als Dichterin bekannte Königin Elisabeth von Rumänien hat unter ihrem Pseudonym Carmen Sylva oft und oft in rumänischen und ausländischen Zeitungen Artikel zur Propagierung ihrer humanitären Bestrebungen, namentlich auf dem Gebiete der Blindenfürsorge, publiziert, und der verstorbene König Oskar II. von Schweden nahm jeden Anlaß gern wahr, um seiner freundschaftlichen Gesinnung für die Presse und ihrer Vertreter Ausdruck zu geben. Journalisten wurden von ihm oft in Audienz empfangen und ermächtigt, seine Aeußerungen in ihren Blättern wiederzugeben. Unvergesslich sind den Teilnehmern des ersten internationalen Journalistentencongresses in Stockholm die schönen Worte, die der König über den Beruf der Presse gesprochen.

Was den österreichischen Kaiser betrifft, so ist es bekannt, daß er fleißig Zeitungen liest. Oft überraschte er Personen, die er in Audienz empfing, durch die Mitteilung, daß er das oder jenes von ihnen in der Zeitung gelesen habe. Ein noch geringeres Verhältnis zur Zeitung hatte der Kronprinz Rudolf, der nicht nur gern Journalisten bei sich sah, sondern auch — selbstredend anonym — Zeitungsartikel schrieb. Solange er lebte, ist das Geheimnis natürlich streng gewahrt worden, erst nach dem Tode sickerte es durch, daß der und jener Artikel in einem seitdem nicht mehr erscheinenden Wiener Blatte den Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn zum Autor hatte.

Kaiser Wilhelm II. legt auf die Zeitungslektüre großes Gewicht. Da er naturgemäß keine Zeit hat, so haben Beamte des Hofstaates die Aufgabe, alle einlaufenden Zeitungen vollständig zu lesen, und das Wichtigste kurz in Telegrammform auszuschneiden, teilweise auch einiges auszuschneiden und aufzukleben. Diese Arbeit ist sehr schwierig, nichts Wichtiges darf fehlen, Unerhebliches nicht enthalten sein. Diese Blätter sind gewissermaßen eine Kontrolle für den Kaiser über seine Minister. Der Kaiser wünscht, daß nicht einseitig mit diesem Auszug versehen werde. Damit alle Parteien zu Worte kommen, wird zu diesem Zwecke Quellausgabe gewünscht.

Trotzdem liest Kaiser Wilhelm eine Zeitung vollständig. In dringenden Fällen kommt es auch vor, daß er sich auch mehrere Zeitungen zur eingehenderen Information, damit er ein objektives und nicht einseitig gefärbtes Bild der Lage erhält, geben läßt. Es dürfte darum interessieren, zu hören, wie Kaiser Wilhelm Zeitungen liest, was ihn dabei am meisten interessiert und wie er zu den einzelnen Artikeln Stellung nimmt. Von vornherein sei bemerkt, daß der Kaiser im Laufe des Tages wenig Gelegenheit und Zeit findet, sich der Zeitungslektüre zu widmen. Dorum nimmt er die Nacht zu Hilfe, und auf dem Nachtschiff, der an seinem Bett steht, müssen die Zeitungen bereit liegen, da er gewohnt ist, im Bette vor dem Schlafengehen zu lesen.

Neben der Zeitung muß ein großer Schreibblock liegen und mit einem großen Bleistift versehen sein; auf diesem Schreibblock macht der Kaiser seine Anmerkungen, die meist von seinem Temperament Zeugnis ablegen. Am meisten soll, wie man sich in Berlin erzählt, den Kaiser der soziale Teil der Zeitungen interessieren. Er bringt besonders allen Artikeln, die von Streit, Lohnbewegung, Krankenversicherung, Schutz der arbeitenden Klasse und anderen sozialen Fragen handeln, das größte Interesse entgegen, das sich in den zahlreichen Anmerkungen, die er gerade zu diesem Thema macht, dokumentiert. Des öfteren legt er sich auch ein Blatt zurück, um am nächsten Tage über ein Thema, das ihm ganz besonders am Herzen liegt, nähere Auskünfte zu verlangen. Dabei bestimmt er sofort alle Einzelheiten, von denen er unterrichtet sein möchte. Diefers läßt er sich auch über Anre-

gungen, die er aus der Zeitungslektüre schöpfte, Vortrag halten. Daß ihm die politischen Fragen selbstverständlich am allermeisten beschäftigen, besonders die Stimmen des Auslandes, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Aber noch eine Rubrik liest Kaiser Wilhelm mit besonderer Aufmerksamkeit und meist mit — Widerspruch, das ist die Rubrik über die Kunst. Er ist also nicht, wie man vielfach annimmt, über Kunstfragen einseitig informiert, sondern er liest alle Aeußerungen, aber ohne dadurch sich seine eigenen Anschauungen nehmen zu lassen. Bemerkenswert ist noch, daß Kaiser Wilhelm auf Reisen auch die führenden Blätter der Provinz liest, in der er sich gerade befindet.

Als ein sehr emfiger Zeitungsleser ist auch Fürst Nikita (nunmehr König) von Montenegro bekannt. Er liest mit großer Aufmerksamkeit das Amtsblatt von Cetinje, mehrere große französische Blätter und ein Wiener deutsches Blatt. Sein Schwiegersohn König Peter von Serbien dagegen quitiert, seitdem er König ist, wenig die Zeitungslektüre. Serbische Blätter nimmt er nur selten zur Hand, sein Zeitungsbedürfnis befriedigt ein großes Genfer Blatt, das er aus alter Gewohnheit — König Peter lebte bekanntlich vor dem berüchtigten Königsmord vom 11. Juni 1903 in Genf — abonniert.

König Leopold von Belgien las Pariser Zeitungen sehr gern und amüsierte sich über die Händchen, die da über ihn aufgetischt wurden; König Karol von Rumänien zieht ausländische Zeitungen den Landesjournale vor, da jene respektvoller über ihn zu schreiben pflegen. Die Zeitungen seines Reiches haben namentlich bis zum Ende der achtziger Jahre, von der Pressefreiheit, die ihnen gestattet, auch über den König die wahre Meinung zu sagen, recht ausgiebigen Gebrauch gemacht, und der König konnte nur selten eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne sich über dessen Inhalt zu ärgern. Oft fand man Zeitungen ganz zertrümmert auf seinem Arbeitstische. In den letzten Jahren hat sich das Verhältnis des Regenten zu seinem Volke gebessert, und dieser Umchwung kommt auch in den Zeitungen zum Ausdruck, die den Verdiensten des Herrschers um die Zivilisation des Landes immer mehr gerecht werden. Jetzt könnte der König schon die rumänischen Zeitungen ohne Bitterkeit lesen aber er thut es nicht. Die Erinnerung an die alten Unbilden ist noch zu schmerzhaft.

Kaiser Wilhelm über Theater.

Die schwedische Schriftstellerin Annie Wall, die sich seit einiger Zeit in Bergen aufhält, hat auf Einladung Kaiser Wilhelms vor kurzer Zeit an der Frühjahrsstafel des Kaisers an Bord der Hohenzollern teilgenommen. Sie berichtet nun über ein Gespräch, das ihr Gastgeber bei dieser Gelegenheit mit ihr über Theaterverhältnisse und Literatur geführt habe, wie folgt: Der Kaiser sprach seine lebhafteste Befriedigung darüber aus, daß der traffe Realismus moderner Dramen in Abnahme begriffen sei und daß die Verfasser von Schauspielen jetzt mit Vorliebe geschichtliche Motive wählten. „Der Subermann hat umgefallen!“ bemerkte der Kaiser; „Strandfänder“ bezeichnet eine neue Epoche seiner Dichtung.“ Der Kaiser fuhr fort: „Ich habe auch im vergangenen Winter feststellen können, wie gefund die Arbeiterbevölkerung zu urteilen vermag. Wir haben nämlich in der vergangenen Spielperiode im Schauspielhaus Arbeitervorstellungen gegeben, und nichts hat jenem Publikum besser gefallen als Prinz Friedrich von Homburg von Kleist. Hätte man den Arbeitern etwas realistisch wie z. B. Das Nachtschiff oder ähnliches vorgeführt, würden sie sich schon bedankt haben. Sie wollen aus ihrem täglichen Leben nichts sehen. Wenn sie die Theater besuchen, wünschen sie etwas zu hören und zu sehen, wodurch sie erhoben und erheitert werden und die Sorgen des Alltags vergehen können.“ Sodann erwähnte der Kaiser Hebbel und dessen Drama Die Nibelungen. Er sagte: „Die Nibelungen gehören zu dem Schönen, was überhaupt in deutscher Sprache geschrieben ist, alle mühten dieses Drama lesen! Leider ist Hebbel in Deutschland zu wenig bekannt. Aber nächsten Winter wird das Nibelungen-drama im Schauspielhaus aufgeführt werden; die Aufführung wird eine in jeder Beziehung würdige und prachtvolle werden. Wie schade, daß unser Wagner nicht den Text Hebbels als Grundlage seiner Trilogie verwendete! Da wäre aus der Wagnertrilogie was ganz anderes geworden!“ Jetzt vermischte Wagner die Edda, die ja heidnisch ist, mit der Nibelungen-sage, die bekanntlich in die christliche Zeit fällt. Wie herrlich würde Wagner nicht die Musik zur mächtigen und ergreifenden Szene, wo in Hebbels Stück der tote Siegfried in den Dom hineingetragen wird und wo Kriemhild Hagen der Ermordung des Helden anklagt, komponiert haben!“ Das Gedicht des Kaisers strahlte von Begeisterung, und man verstand, wie sehr ihn das Thema interessierte. „Vor einigen Jahren“, so fuhr der Kaiser fort, „besuchte ich in Wien die Witwe Hebbels, die alte Christine — ja, jetzt ist sie gestorben, wie Sie wohl



Ginuiert: „Mistel, was willst du denn heute mit dem Leiternagen in der Stadt?“ Mistel: „Ach soll für unseren kleinen Junker das große Einmaleins mitbringen.“

„Wenn ich König wäre“ . . .

Der deutsch-böhmische Abgeordnete Morawek, der in seinem bürgerlichen Beruf Schulmann ist, hat unlängst, wie er in einer nationalen Festschrift mitteilt, mit seinen Schülern einen nationalpädagogischen Versuch unternommen, der auf die Verwirklichung des Volksbewußtseins bei deutschen und tschechischen Knaben ein sehr beachtenswertes Licht wirft. In einer tschechischen Zeitschrift hatte Professor Morawek den Bericht eines tschechischen Lehrers gelesen, der seine Schüler einen Aufsatz über den Gegenstand: „Was würde ich thun, wenn ich König wäre?“ hatte ausarbeiten lassen und über die gegebenen Antworten Bericht erstattete. Diese Antworten ließen in schlagender Weise erkennen, daß die innerlichen Wünsche bei diesen etwa zwölfjährigen tschechischen Knaben ausschließlich von nationaler Leidenschaft oder, was beim Tschechen das gleiche ist, von wildem Haß gegen die Deutschen eingegeben waren. „Wenn ich König wäre“, so hieß es bei ihnen, „würde ich die Deutschen aus Böhmen hinaustrreiben“. „Wenn ich König wäre, würde ich in Eger das tschechische Wappen aufhängen“ u. s. w. Am nun zu sehen, welcher Art das Ideal deutscher Knaben ist, ließ Professor Morawek die gleiche Frage von 106 gleichaltrigen Knaben seiner Schule beantworten. Die Antworten lauteten: „Ich würde Spitäler und Krankenhäuser bauen“. „Ich würde den Soldaten doppelten Sold geben“. „Ich möchte Kirchen bauen“. „Ich möchte Schulen bauen und braue Schüler mit Geld unterrichten“. „Anerkannt ginge ich im Volk umher, als Bettler verkleidet, und wer mir eine Gabe gibt, dem reichte ich eine 100-Kronennote“. Von einem Wunsch für das deutsche Volkstum aber war in keiner der Antworten die Rede. Das Ergebnis der deutschen Schülerarbeiten ist für das Deutschthum hoch erfreulich und betriebsgemäß. Man darf sich über die Menschenliebe, den Altruismus freuen, der aus den Arbeiten der deutschen Knaben spricht, muß aber bedauern, daß die Auffüge mangelndes Volksbewußtsein erkennen lassen. In den Arbeiten kommt eine alte gute Eigenschaft und ein schwerer Fehler des deutschen Nationalcharakters zum Ausdruck. Hell strahlt da Güte und Aufopferung und dunkel zeigt sich der Schatten des mangelnden völkischen Selbstbewußtseins. Es werden noch viele Jahre vergehen, bis das Bewußtsein des Deutschthums überall so geträgt ist, daß es neben dem Nationalgefühl anderer Nationen in Ehren bestehen kann. Daß neben der Erziehung zu völkischen Zusammengehörigkeitsgefühl nicht eine Züchtung wilden Hasses gegen andere Nationen einberagt, davor werden uns die freundschaftlichen Eigenschaften bewahren, die sich in den Aufsätzen der deutschen Schüler so schön offenbart haben.

Ubergläubische Berühmtheiten.

Daß der Aberglaube unter den Bühnentänzern noch heute vielfach verbreitet ist, und daß mancher vielbewunderte und berühmte Darsteller vor dem Betreten der Bühne irgendeine anscheinend sinnlose Bewegung macht, irgend einen Wort sagt oder einen Talisman im Gewande birgt, der ihm Glück bringen soll, ist von Kennern des Bühnenlebens schon oft bestätigt worden. Aber der Aberglaube beschränkt sich auch in unseren Tagen noch nicht auf die leicht entzündbare Phantasie der Bühnentänzer. Die Ball-Roll-Gazette erzählt, daß selbst ein Mann von der Geistesstärke eines Videns sehr abergläubisch war. So reiste er nie ohne einen kleinen Kompaß. Um seinen Preis der wissen —, und ich werde die alte Dame nie vergessen. Noch im hohen Alter war sie eine Feuerseele! Sie muß eine ganz großartige Schauspielerin gewesen sein. . . . Das beste, was ich von Schauspielkunst gesehen habe, sind übrigens die Darbietungen des Mos-tauer künstlerischen Theaters. Etwas höheres und vornehmeres sah ich nie. Wie Sie sich erinnern, besuchte die Gesellschaft vor einigen Jahren Berlin und spielte vor Jedem; es war herrlich — einzig! . . . Uebrigens geben auch die schwedischen Wafatönige einen herrlichen Stoff zur dramatischen Bearbeitung ab. Es würde aber ein neuer Shakespeare dazu gehören, schwedische Königsdramen zu schreiben.

Welt hätte der Dichter von David Copperfield seine Nachtrube in einem Bett gesucht, das in seiner Stellung nicht genau von Norden nach Süden gerichtet war; der Kompaß diente zur genauen Orientierung, und wo er auch weilt, ob in einem Hotel, ob bei gastlichen Freunden, wurde mit Hilfe des Kompasses, bevor er sich schlafen legte, die Stellung des Bettes mathematisch genau reguliert.

Der Belliter Barnell hätte niemals eine Tasse Kaffee angetrührt, bei der der Löffel von links nach rechts gefahrt war, anstatt von rechts nach links. Lord Roberts, der Sieger im südafrikanischen Kriege, ist noch heute überzeugt, daß das Glück ihm und dem englischen Heere erst von dem Tage an lächelte, da von irgendwem ein aufgefundenen Hüfisen zugehickt wurde. Das Eisen war in London am Trafalgar-Square vor dem Nelsondenkmal aufgefunden worden. Lord Roberts erzählt, daß er während des Krieges in Südafrika vorher selbst bereits zwei Hüfisen gefunden hatte, aber er blieb überzeugt, daß ihm noch ein drittes fehlte, um den Feldzug zu gutem Ende zu führen, bis dann mit diesem dritten Hüfisen aus London die Niederlage der kämpfenden Buren endlich besiegt wurde.

Von dem Historiker Macaulay ist bekannt, daß er auf der Strahe stets ängstlich blickte mit seinen Füßen die Stelle zu berühren, wo zwei Plastersteine aneinanderstießen. Eine Reihe berühmter Männer trug stets irgend einen Gegenstand als Amulett mit sich; so pflegte der bekannte Orientalist Mar Müller stets eine alte durchlöcher-te Münze bei sich zu tragen, und einer der bekanntesten lebenden Staatsmänner, dessen Namen verschwiegen sei, unternimmt nicht einen Schritt, ohne seine Braumwurzel bei sich zu haben, von der er sich nie trennt. Die meisten Felder kleinen abergläubischen Ideen sind übrigens die Leberleibstent-schmundenen Zeiten, die immer wieder auftauchen. Der Gedanke, daß es Unglück oder Widerwärtigkeiten bringt, wenn man morgens früh mit dem linken Fuß zuerst aufsteht, war schon bei den Römern sehr verbreitet. Als eines Morgens Kaiser Augustus irtümlich mit dem linken Fuß aufgestanden war und arglos dieses Mißgeschick erzählte, organisierten die Prätorianer ein kleines Komplott und befürmten den Kaiser mit ihrem Verlangen nach Befriedigung gewisser alter Ansprüche, die ihnen Augustus auch, um Schimmeres zu verhüten, an diesem Tage sofort gewährte.

Der glückliche Müller.

Ein Berliner Lehrer fandte einen Schüler, der ihm erzählt hatte, daß seine Schwester an den Mäfern erkrankt sei, mit der Weisung nach Hause, nicht eher wieder zur Schule zu kommen, bis seine Schwester gesund sei. Als der kleine Seelvergnügt davongesprungen war, hob einer seiner Mitschüler die Hand.

„Nun, was giebt es, Schulze?“ fragte der Lehrer.

Gütesegenwart.

Ein fünfjähriger Hausbesitzer war bei der letzten Hochwasserkatastrophe vor den Augen seiner Frau in die Klutthen gekürzt. An Rettung war nicht mehr zu denken. Als er zum letzten Male aufstauchte, nahm er alle seine Kräfte zusammen und schrie seine händerrigenden Gattin zu: „Reser! — Reser! — Reser! Reser! Reser!“ und damit verschwand er auf Nimmerwiedersehen.

Die Fische in den Gewässern von Newfoundland sollen über die Entschiedenheit des Haager Schiedsgerichts kein Wort verloren haben. Es kann ihnen ja auch ganz einerlei sein, ob sie auf einen amerikanischen oder einen englischen Angelhaken anbeissen.

In Spanien ist, wie der amerikanische Konsul in Malaga berichtet, nach beschwerlichen Selbstkämpfen keine Nachfrage, weil es dort keine Eindröcker gibt. Diefem Mangel kann von hier aus leicht abgeholfen werden.

Ein Mann, der behauptete, Eisen in Silber verwandeln zu können, ist freiben wegen nicht Bezahlung einer Schuld von \$60,000 gepfändet worden. Weßhalb hat er nicht seine Wunderkraft zur Bezahlung der Schulden ausgenutzt?